

Lebenskunst als Aufgabe von Musikschullehrenden

Referent: Prof. Dr. Ulrich Mahler
PLENUM 2, Samstag, 18. Mai 2019

Ulrich Mahlert

Lebenskunst als Aufgabe von Musikschullehrenden

Was ist gemeint, wenn eine Musikschullehrerin von einem Kollegen sagt: „Er ist ein Lebenskünstler“? Das könnte mancherlei bedeuten. Zum Beispiel:

- Seine Arbeit macht ihm Freude, er versteht es, mit Schwierigkeiten zurecht zu kommen, sie mit Geschick und Fantasie zu meistern; wo andere stöhnen und klagen, sieht er positive Gestaltungsmöglichkeiten, setzt sie um und kommt zu befriedigenden Lösungen.
- Frustrationen und Misserfolge hält er aus; er ist ein „Stehaufmännchen“, bleibt dran und entwickelt sich weiter.
- Er lässt sich von seiner Arbeit nicht auffressen, geht sorgsam mit seinen Kräften um und sorgt dafür, dass sein Privatleben nicht zu kurz kommt. Er versteht zu genießen.
- Er ist ein Jongleur, dem es gelingt, die vielen Aufgaben in seinem Berufsalltag virtuos zu koordinieren und dabei seine Potentiale als Künstler und Pädagoge zu entfalten.
- Er ist ein Menschenfreund und freundschaftsfähig. Mit Kolleginnen und Kollegen kommt er gut zurecht. Er hat Freunde unter ihnen, mit denen er sich austauscht und auch zusammen musiziert. Seine lebenskünstlerischen Eigenschaften strahlen ab auf diejenigen, mit denen er zu tun hat. Von ihm geht etwas Inspirierendes und Ermutigendes aus. Schwierige Zeitgenossen machen ihm weniger zu schaffen als anderen; wo diese sich über bestimmte Verhaltensweisen und Eigenschaften aufregen, bleibt er gelassen. Er ist tolerant gegenüber kleineren Schwächen und gleicht sie aus, indem er auch positive Qualitäten an problematischen Personen wahrnimmt und diese Potentiale aktiviert. Auch mit eigenen Schwächen geht er freundlich um. Er nimmt sie wahr, aber er vermag sie zu relativieren. Er sagt sich: diese Schwäche ist ein Teil von mir; aber sie ist nur *ein* Teil von mir.¹
- Er hat Humor. Er ist nicht verbohrte, sondern kann die Dinge aus verschiedenen Perspektiven sehen. Dadurch verlieren manche Probleme, die zunächst gravierend erscheinen, etwas von ihrer Bedrohlichkeit.
- Natürlich ist er nicht in allen Teilbereichen der Musikschularbeit gleich bewandert. In bestimmten Musikarten ist er zu Hause, in anderen weniger, und auch sonst kann er Manches besser als anderes. Er versteht es, Schwächen durch Stärken auszugleichen. Er hilft seinen Defiziten auf mit der wertvollen Fähigkeit der „Inkompetenzkompensationskompetenz“².
- Besonders viel Lebenskunst, wenn nicht gar Überlebenskunst brauchen

Musikschulehrer*innen hier in Berlin. Hier könnte die Diagnose „Er ist ein Lebenskünstler“ bedeuten: Trotz der überwiegend unzumutbaren Arbeitsbedingungen der größtenteils auf Honorarbasis tätigen Musikschullehrkräfte versteht dieser Mann es, sein Leben so zu gestalten, dass er insgesamt glücklich ist.

Welche Rolle spielt nun die Musik für diesen Lebenskünstler? Musik ist ja sein Metier. Wir dürfen daher wohl annehmen, dass sie etwas zu tun hat mit seinen lebenskünstlerischen Qualitäten.³ Vielleicht so: Dieser Musikschullehrer versteht es, aus der Musik selbst Fähigkeiten der Lebenskunst zu beziehen; sie – die Musik – *ist* für ihn *auch* Lebenskunst, und in seinem Unterricht gelingt es ihm, Musik *auch* als Lebenskunst zu vermitteln. Diese Doppelaussage ist der Kern meines Vortrags.

Es wäre natürlich schön, wenn Sie, liebe Musikschulehrer*innen, sich in vielen Eigenschaften des porträtierten lebenskünstlerischen Musikschullehrers wiedererkennen. Vielleicht haben Sie auch bei dem einen oder anderen Punkt gedacht: „Das *hätte* ich gern“ bzw. „das *wäre* ich gern“. Mit solchen Wünschen kann die Hoffnung auf einen handlichen Ratgeber aufkommen, der zielführende Anleitungen zum Erwerb all der schönen Eigenschaften bereit hält. Es gibt unzählige Schriften zur Lebenskunst, die ihren bedürftigen Lesern den Erwerb solcher Wunschqualitäten versprechen. Ich will hier lieber nichts in diese Richtung Gehendes liefern, wenn auch ein Lebenskunst-Ratgeber speziell für Musikschullehrende, soweit ich sehe, eine Marktlücke füllen würde. Allzu leicht ergeben sich dabei „Lebenskitsch“ und „Wohlfühlpsychologie“⁴. Auch bleiben Ratgeber-Ergebnisse meist enttäuschend. „Es ist kein Geheimnis, dass den Ratsuchenden durch die populäre Lebenskunstliteratur kaum wirklich geholfen wird.“⁵ Ich gebe daher keine Ratschläge, die ja bekanntlich, besonders wenn sie ungebeten kommen, auch Schläge sind. Allenfalls möchte ich einige Vorschläge machen, allerdings behutsam, nicht mit dem Vorschlaghammer, sondern im Bedenken von Möglichkeiten. Ratschläge verallgemeinern Menschen und Lebensumstände. Menschen, gerade Musiker, sind jedoch Individuen mit sehr verschiedenen Bedürfnissen, Möglichkeiten, Ansprüchen, Lebensverhältnissen. Ratschläge können dieser Vielfalt nicht gerecht werden. Außerdem: Wenn „Lebenskunst“ sich im Befolgen von Regeln realisieren ließe, wäre sie keine Kunst, denn Kunst geht niemals in Regeln auf. Als Musikschullehr*innen gelangen wir (ich zähle mich aus Sympathie und langer Verbundenheit mit zu ihnen) eher zu einer uns und unseren Schüler*innen zuträglichen Lebenskunst, indem wir uns Gedanken machen über Musik, Musizieren, Musizierunterricht und unseren Wirkungsbereich. Wir müssen das vermutlich darin liegende Lebenskünstlerische klären und können dann auf dieser Grundlage unser eigenes Tun reflektieren und justieren.

Bislang kommt der Begriff „Lebenskunst“, soweit ich sehe, im Musikschuldiskurs nicht vor.⁶ Im Leitbild des VdM findet er sich nicht. Wir sprechen fortwährend von Bildung und Kultur als Aufgabenfeldern von Musikschulen. Dabei verkümmern diese Begriffe leicht zu gebetsmühlenartig zelebrierten Leerformeln. Ich möchte die beiden Wörter Bildung und Kultur, die ich sehr schätze, weil sie einen enormen Bedeutungsreichtum haben und man immer wieder aus ihnen schöpfen kann, keineswegs durch „Lebenskunst“ ersetzen. Aber vielleicht kann eine Beschäftigung mit diesem Begriff helfen, die anderen beiden Begriffe durch eine ungewohnte Perspektive zu beleben. Bildung, Kultur und Lebenskunst stehen in engem Zusammenhang. Man darf wohl sagen: Bildung und Kultur sollen zu einer richtig verstandenen Lebenskunst beitragen.

Werfen wir also einen Blick auf den Begriff Lebenskunst. Als philosophische Disziplin geht Lebenskunst zurück auf die altgriechische Philosophie mit Platon und Aristoteles als prominentesten Vertretern. Das Hauptthema dieser Philosophie ist die Frage nach einem guten, gelingenden, glücklichen Leben, nach einer Glückseligkeit („eudaimonia“), die den damaligen Vorstellungen vom Einklang des Menschen mit der kosmischen Ordnung entspricht. Erreichbar erschien es den Philosophen durch das lebenskünstlerische Üben und Praktizieren von Tugenden wie Klugheit, Gerechtigkeit, Tapferkeit, Mäßigung, vor allem: Weisheit; später kommen auch Ideale wie Affektfreiheit, Gleichmut, Vermeidung von Schmerz und Unlust ins Spiel.⁷ Bis in die Neuzeit hinein sind verschiedene Konzepte von Lebenskunst entstanden. Dann trat der rigoroseste Kritiker einer auf persönliches Glück zielenden Lebenskunst auf den Plan: Immanuel Kant. Er schob diese individuell orientierte Lebenskunst durch eine Ethik allgemein verbindlicher moralischer Gebote beseite. Diese Neuausrichtung wirkte bis in die jüngste Vergangenheit nach. Erst in den zurückliegenden drei bis vier Jahrzehnten ist die Lebenskunst-Thematik wieder philosophisch aufgegriffen und verschiedentlich ausgearbeitet worden. Dabei gilt als Konsens, „dass Lebenskunst sich nicht auf das eigene Wohlergehen beschränken darf“⁸, sondern die Sorge für das eigene Leben mit sozialer Verantwortung verbinden muss. Das unterscheidet sich vom Alltagsverständnis des Wortes Lebenskunst, das ja oft mit der Vorstellung einer leicht egoistischen Haltung einhergeht.

Als Thema meines Vortrags habe ich formuliert: „Lebenskunst als Aufgabe von Musikschullehrenden“. „Aufgabe“ klingt nach Ethik und Moral. Kant hätte sich vielleicht gefreut. Das Wort Aufgabe hat im Vortragstitel allerdings zwei Bedeutungen. Bezogen auf die Lernenden an Musikschulen meine ich mit „Aufgabe“ in der Tat eine Art Gebot: Unterrichte so, dass Deine Schüler*innen in der Beschäftigung mit Musik, im Üben und

Musizieren zusammen mit musikalischen Fähigkeiten auch Kunst im Sinne von Lebenskunst erwerben. Bezogen auf uns selbst als Musikschullehrende hat „Aufgabe“ einen anderen Sinn: Wir haben keine Wahl, Gebote zu erfüllen oder nicht, sondern wir stehen in unserem Beruf schlicht vor der Notwendigkeit, mit Lebenskunst die erfreulichen Seiten wahrzunehmen und mit den reichlich vorhandenen Problemen und Misshelligkeiten zurecht zu kommen. Lebenskunst ist also nicht nur eine pädagogische Leitidee, sondern auch ein Mittel der Selbstsorge. Nur mit Lebenskunst können wir unser Berufsleben meistern. Und nur, wenn wir als Musikschullehrer*innen lebenskünstlerisch für uns sorgen, können wir dazu beitragen, dass unsere Schüler*innen im Musizieren Lebenskunst erfahren. Lehrende, denen es nicht gelingt, mit sich im Einklang zu leben, wird es kaum gelingen, musikalisch im Leben ihrer Schüler Funken zu schlagen. Es besteht also ein Zusammenhang zwischen den beiden Aufgaben, mit denen wir es zu tun haben.

Wie das Wort „Aufgabe“ lässt sich auch der Begriff „Lebenskunst“ selbst doppelt bestimmen: als Theorie vom gelingenden Leben und als dessen Praxis. Theorie darf nicht zu kurz kommen, denn sie öffnet Augen für praktische Möglichkeiten. Neben dieser Doppelheit von Theorie und Praxis können wir Musiker*innen aber Lebenskunst noch in einer weiteren Bedeutung auffassen: Wir können sagen, dass Musik und Musizieren Modelle von Lebenskunst sind. In Musik und im Musizieren erfahren und üben wir Lebenskunst. Das führt zu der Frage nach den Gemeinsamkeiten von Musik, Musizieren und Lebenskunst.

Gemeinsamkeiten von Musik, Musizieren und Lebenskunst

Musizieren und Lebenskunst liegen nicht auseinander, sondern sind ineinander verschränkt. Es gibt einige Erfahrungsbereiche und Übungsfelder, die ihnen gemeinsam sind. Indem sie im Musizieren kultiviert werden, findet in der Tat eine Übung von Lebenskunst statt. Dann verschmelzen Musizieren und lebenskünstlerisches Handeln: das eine wird zum anderen und umgekehrt. Musizieren ist dann ein relevanter Teil des Lebens, es steht nicht außerhalb des Lebens in einem ästhetischen Sonderbereich, sondern es ist eine im Leben stattfindende Lebenspraxis. Wir verarbeiten Erlebnisse im Musizieren; musizierend therapieren wir uns selbst. Im Musizieren wird Leben zu einer künstlerischen Tätigkeit. Somit stellt sich auch keine Frage nach etwaigen Transferqualitäten des Musizierens: Wenn Leben und Musizieren in bestimmten Prinzipien identisch sind, dann wäre es verfehlt, von Transfer zu reden. Übertragbarkeit setzt ja eine Dualität von Musik und Leben voraus; diese ist aber in der Praxis des Musizierens zum Teil aufgehoben.⁹

Was sind nun die gemeinsamen Erfahrungsbereiche und Übungsfelder von Lebenskunst und

Musizieren? Einige von ihnen möchte ich im folgenden etwas beleuchten: Zeitbewusstsein, Wahrnehmung, Gestaltungsfähigkeit, Üben, Genussfähigkeit, Fehlertoleranz, Spiel und soziale Verantwortung.

Beginnen wir mit dem *Zeitbewusstsein*. Lebenskunst, die zuträgliche Gestaltung des eigenen Lebens, erfordert einen wachen Sinn für Zeit im Kleinen und im Großen. Im Kleinen: ich muss achtgeben auf mein alltägliches Lebenstempo, auf ein stimmiges Timing, auf eine gute Balance von Zeitphasen, auf ein Austarieren von Spannung und Entspannung. Im Großen: Ich muss immer wieder versuchen, mein Leben zu überblicken, die besonderen Anforderungen und Möglichkeiten der jeweiligen Lebensphase zu bedenken und sie auf das Hier und Jetzt zu beziehen. Musikwahrnehmung und Musizieren sind ideale Übungsfelder der Zeitwahrnehmung und -gestaltung. Angefangen vom musikalischen Achtsamkeitsgebot „Ein Ton – ein Leben“ über das zum Musizieren erforderliche beständige Zurück- und Voraushören, über die Realisierung simultaner Zeitgestalten im Spiel mehrstimmiger Musik bis hin zu der Auffassung, dass Musikstücke oder auch musikalische Improvisationen immer auch erfahrbar sind als Gleichnisse des Lebens und der Lebenszeit, mit Anfang und Ende, vielfältigen Entwicklungen, Glücksphasen und Krisen, Höhepunkten, Tiefpunkten, Abbrüchen, Neuanfängen ... Zeitwahrnehmung und Gestaltung von Zeitprozessen machen Musizieren zu einer Lebenskunst, denn Leben verläuft in der Zeit. Noch einmal: Im Musizieren wird Leben zu einer künstlerischen Tätigkeit. Über das Existential der Zeit fließen Musik und Leben ineinander.

Als nächstes bündle ich *Wahrnehmung*, *Gestaltungsfähigkeit* und *Üben*. Im Blick auf Lebenskunst und Musizieren gehören sie zusammen. Lebenskunst beruht auf Wahrnehmung. Routine und Alltagstrott führen leicht zu Abstumpfung. Wir verlieren dann das Gefühl für das Besondere der jeweiligen Situation und gewöhnen uns vielleicht auch an Lebensumstände, die nicht hinnehmbar sind und gegen die wir angehen würden, wenn wir sie wieder deutlich wahrnehmen würden. Für eine gelingende Lebensgestaltung wie für das Musizieren brauchen wir ein ständiges Sensibilisieren unserer Wahrnehmungsfähigkeit. Wahrnehmung ist kein passives Geschehen, sondern ein aktiver Vorgang. Sie bedarf der Übung. Musizieren ist eine Wahrnehmungsschulung par excellence: Jedes kleine Musikstück enthält ein unerschöpfliches Reservoir an musikalischen, spieltechnischen, körperlichen Wahrnehmungsmöglichkeiten und ist dementsprechend vielfältig gestaltbar. Ebenso lassen sich gewohnte Alltagshandlungen immer wieder neu wahrnehmen und bieten dem, der dies übt, überraschende Gestaltungsspielräume. Als Musiker, Lehrende und als Menschen müssen wir unsere Wahrnehmung und die aus ihr erwachsene Gestaltungsfähigkeit fortwährend üben.

Wir brauchen das Bemühen, „das Vertraute mit neuen Augen, den Augen des Neulings, zu sehen, wie zum ersten Mal.“¹⁰ So drückte es Thomas Mann in seinem Roman *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull* aus, der ja von einem wahren Lebenskünstler handelt. Felix Krull bzw. Thomas Mann weiter: „Man sollte immer versuchen, alle Sachen, auch die gewöhnlichsten, die ganz selbstverständlich dazusein scheinen, mit neuen, erstaunten Augen, wie zum ersten Mal, zu sehen. Dadurch gewinnen sie ihre Erstaunlichkeit zurück, die im Selbstverständlichen eingeschlafen war, und die Welt bleibt frisch; sonst aber schläft alles ein, Leben, Freude und Staunen.“¹¹ Ich glaube, diese Empfehlung hat großen Wert sowohl für das eigene Musizieren, für das Unterrichten und für die Lebenspraxis überhaupt. Auch Musikstücke, an denen ich schon unzählige Male mit Schülern im Unterricht gearbeitet habe, können mit dieser Haltung wieder neue Reize gewinnen. Jedes Musikstück, jedes musikalische und instrumentale Element, ist mit jedem Schüler jeweils ein einmaliges Ereignis. So gesehen gibt es im Musizieren, im Unterrichten und im Leben eigentlich keine Wiederholungen. Die Wahrnehmung entdeckt die Differenzen und belebt das Handeln neu.

Ein weiteres gemeinsames Prinzip von Lebenskunst und Musizieren: *Genussfähigkeit*. Lebenskunst ohne Genussfähigkeit ist nicht vorstellbar, das würde schon unserem Sprachgefühl widersprechen. Das ehrwürdige Deutsche Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm definiert Lebenskunst gar als „die kunst zu leben, mit besonderer betonung der genussseite des lebens“¹². Das klingt vielleicht ein wenig nach egozentrischem Hedonismus. Genuss ist jedoch keine unmoralische Eigenschaft. Aus Genuss erwächst Lebensfreude, die die Augen zu öffnen vermag auch für die Bedürfnisse anderer. Wie jede Kunst ist auch Musik nicht zuletzt ein Genussphänomen. Ästhetik ist ursprünglich die Lehre von der sinnlichen Wahrnehmung. Die Sinne sind die Organe des Genießens – ob von Kunst oder von anderen schönen Dingen des Lebens. Musik und Musizieren ohne Genuss wären ein Trauerspiel. Leider kommt es nicht selten dazu – frustrierte Schüler, die im Unterricht von ihren musikalischen Interessen und Möglichkeiten entfremdet werden oder auch Orchestermusiker, die unter Unfreiheit und Konkurrenz leiden, sind nur zwei Beispiele solcher Trauerspiele. Genuss kommt in Tätigkeiten auf, in denen Menschen erleben, dass sie erfolgreich ausführen können, was sie tun möchten. Dann entstehen Gefühle von Selbstmächtigkeit und Gelingensbereitschaft, die die Genussfähigkeit fördern – beim Musizieren wie im Leben. Das Erlebnis „ich kann was“ ist ein starker Genussfaktor.

Zur Lebenskunst wie zum Musizieren gehört weiter die Fähigkeit, *Fehler* zu akzeptieren und zu nutzen. Es klappt nicht alles im Leben. Fehler, Irrtümer, auch Niederlagen und Scheitern

gehören dazu. Sie sind nicht nur unvermeidlich, sondern geradezu notwendig: als Quelle neuer Einsichten und neuer Ausrichtungen. Joseph Beuys bekannte: „Ich lebe von meinen Fehlern.“ Er sah misslingende Versuche als eine Quelle der Kreativität. Der Kabarettist Hanns Dieter Hüsch meinte: „Fehler müssen sein. Sonst lohnt sich nich.“¹³ Und Samuel Beckett ermutigte: „Ever tried. Ever failed. No matter. Try again. Fail again. Fail better.“¹⁴ („Immer versucht. Immer gescheitert. Einerlei. Wieder versuchen. Wieder scheitern. Besser scheitern.“) In der Instrumentalpädagogik wurde das Phänomen „Fehler“ in den letzten Jahren ausgiebig diskutiert.¹⁵ Das war dringend nötig. Wenn ich beispielsweise an meinen eigenen Klavierunterricht denke, den ich als Kind erhielt, wird mir klar: Ich bin sehr fehlerfeindlich unterrichtet worden. Meine Klavierlehrerin schärfte mir immer ein: „Du darfst vor schweren Stellen so lange warten, wie du willst, aber Du darfst keinen falschen Ton spielen.“ Wer Fehler machte, versündigte sich an der Musik. Das war das Gegenteil von Fehlerfreundlichkeit. Keine schöne Haltung, die sie mir damit indirekt auch gegenüber Fehlern in anderen Lebenszusammenhängen mit auf den Weg gab. Sie fixierte mich negativ auf meine „Fehler“, so dass ich nichts aus ihnen lernen konnte. Von dieser Fehlhaltung hat sich die Instrumentalpädagogik inzwischen befreit. Wer beim Spielen Fehler macht und sie als Lernquelle nutzt, wird hoffentlich auch darüber hinaus eine positive Einstellung zu Fehlern gewinnen und sich durch Fehler weiterentwickeln.

Noch zwei Gemeinsamkeiten von Lebenskunst und Musizieren möchte ich ansprechen: *Spiel* und *soziale Verantwortung*. Sie werden uns noch einmal begegnen bei Überlegungen zu der Frage, wie Musikschullehrende ihren Beruf lebenskünstlerisch gestalten können.

Musizieren ist spielen: Musik und Instrumente werden gespielt, aber auch die Musik selbst „spielt“. Sie treibt ihr Spiel mit den Ausführenden und den Zuhörenden, sie „bespielt“ ihre Körper und ihren Geist, lässt Körper- und Gemütsbewegungen entstehen, bewirkt ein Hin und Her zwischen Hören und innerem Erleben. Alles Erlebte kann Eingang finden in dieses Spiel: Musik als wortlose Kunst legt nicht fest, sondern lässt offen. Alle möglichen Gefühle vermag sie aufzunehmen und diese dem musikalisch Erlebenden zurückzuspiegeln.¹⁶ Im Spielen der Musik und in dem Spiel, das sie mit Menschen treibt, können diese ihre innere Pluralität ausleben und gestalten: Emotionen, Charaktere, Rollen, Handlungen tummeln sich auf der ästhetischen Bühne.

Auch dies lässt sich auf das sonstige Leben beziehen. Bleiben wir bei uns selbst. Musikschullehrer*innen agieren in verschiedenen Rollen: als Lehrende im Einzel-, Gruppen- und Klassenunterricht, als Künstler auf dem Podium, als Gesprächspartner von Eltern, als Kolleg*innen. Rollen übernehmen heißt auch immer in ihnen spielen. Jede Rolle fordert

sowohl Gestaltungs- wie Distanzierungsfähigkeit: Ich muss wissen, was die Rolle von mir verlangt; eine gewisse Identifizierung mit ihr ist unbedingt nötig, um sie überzeugend zu spielen, aber ebenso muss ich mich davor schützen, die Rolle mit mir selbst zu verwechseln oder gleichzusetzen. Rolle ist nicht Identität. Sonst müssten Menschen in den vielen Rollen, die sie spielen dürfen oder müssen, sich fortwährend in verschiedene Identitäten aufspalten. Damit würden sie sich hoffnungslos überfordern und Selbstverlust erleiden, allen Behauptungen über Möglichkeiten von Patchwork-Identitäten zum Trotz. Im Umgehen mit Rollen beim Musizieren können wir üben, Hingabe *und* Distanz in eine Balance zu bringen. Wir müssen uns selbst bei aller Identifizierung mit unseren Aufgaben und der mit ihnen verbundenen Rollen von Außen zuschauen können. Erst diese Selbstwahrnehmung ermöglicht Sicherheit im Gestalten von Rollen. Dementsprechend postulieren neuere philosophische Konzepte von Lebenskunst den „Blick von Außen“ und die Fähigkeit zur „Selbstdistanzierung“ als prinzipielle lebenskünstlerische Qualitäten.¹⁷ Auch wird in Lebenskunstphilosophie „die Welt als Bühne, das Leben als Stück, das Selbst als Darsteller“¹⁸ betrachtet, um den Aspekt des Spielraums in der Lebensgestaltung zu verbildlichen. Natürlich gilt der Vergleich von Leben und Bühnenhandeln nur begrenzt: Der Ernstfall des Lebens ist etwas anderes als die ästhetische Wirklichkeit auf der Bühne. Und doch lässt sich künstlerisches Handeln immer auch als Anregung für eine Horizonterweiterung und für ein Erproben von ungewohnten Verhaltensweisen nutzen.

Das Agieren mit anderen auf der Lebensbühne ist wie das gemeinsame Musikmachen zwischenmenschliche Interaktion. Mit ihr verbindet sich soziale Verantwortung. Jedes gemeinsame Musizieren braucht sie. Die anderen sind nicht weniger wichtig als ich selbst. Auf die anderen hören, sich zurücknehmen können, die anderen zur Geltung bringen, im richtigen Augenblick hervortreten, aber auch: miteinander ringen, sich abgrenzen und voneinander entfernen – das alles gehört dazu, im Musizieren wie in einem erfreulichem Leben. Zwar überträgt sich die im Musizieren entwickelte soziale Sensibilität und Verantwortung nicht automatisch in andere Lebensbereiche. Im übrigen gibt es auch in Orchestern und selbst in Kammermusikensembles Streitereien, Missgunst und Mobbing. Aber die im gemeinsamen Musizieren erfahrbare soziale Verantwortung, die kostbare ästhetische Sozialität bleibt ein Modell, das immer wieder Anregungen auch für andere Lebenspraxen bietet. Man kann dieses Modell lebenskünstlerisch meditieren und zumindest tendenziell verwirklichen. Vielleicht begreift sich eine gute Musikschulleiterin ausgehend von bestimmten Ensembleerfahrungen als Führungspersönlichkeit, die für einen guten Ensemblegeist in ihrem Kollegium sorgt, die Stärken und auch die Schwächen der einzelnen

Lehrkräfte wahrnimmt und ihnen zum Nutzen aller die entsprechenden Entfaltungsmöglichkeiten bietet. Das wäre ästhetisch angeregte Lebenskunst, die individuelles Glücksstreben mit sozialer Verantwortlichkeit verbindet. Dafür braucht die Musikschulleiterin die Mittel, die für das Musizieren ebenso wie für das alltägliche Handeln von Belang sind: sensible Wahrnehmung, ein differenziertes Zeitgefühl, das ihr sagt, wann sie wie handeln muss, Mitfreude und Genussfähigkeit, aber auch den Mut zu Fehlern (die sie bestimmt auch machen wird) und nicht zuletzt viel Übung.

Nach der Beschäftigung mit den Gemeinsamkeiten von Musik, Musizieren und Lebenskunst ist nun zu überlegen, wie wir als Musikschullehrer Lebenskunst an unsere Schüler und pädagogischen Partner vermitteln und wie wir sie selbst zu unserem eigenen Wohlergehen praktizieren können.

Musizieren als Lebenskunst vermitteln

Ich wage die These: Guter Musizierunterricht ist immer auch Vermittlung in Lebenskunst. Das geht bereits aus dem bisher Gesagten hervor. Intensives Zeiterleben, Wahrnehmungsschulung, Gestaltungsfähigkeit, Üben als Prinzip persönlicher Entwicklung, Genussfähigkeit, Fehlertoleranz, Spiel und soziale Verantwortung sind Faktoren, die allesamt lebenskünstlerische Qualität haben. Als Vermittler von Lebenskunst wirken Musikschullehrer um so eher, je mehr sie die Lebenswirklichkeit ihrer Schüler in den Unterricht einbeziehen und ihm darin Raum geben. Wenn Unterricht dazu beiträgt, dass Musik ein wichtiger Teil ihres Lebens wird, dann ist sie Lebenskunst. Sie strahlt dann ab in alle möglichen anderen Lebensbereiche.

Was heißt, Musizieren auch als Lebenskunst zu vermitteln? Wie geschieht das? Natürlich vor allem durch lebendige Lehrer-Schüler-Beziehungen. Beziehungsqualität stimuliert Lebenskunst. Mit ihrer Persönlichkeit und ihrer Haltung fungieren Lehrer als Vermittler von Musik und Leben. Begeisterung weckt Begeisterung, Interesse weckt Interesse – hoffentlich in beide Richtungen. Durch ihr Vorleben musikbasierter Lebenskunst können Lehrer diese auch bei anderen erzeugen. Lebenskunst-Techniken wie Respekt, Offenheit, Interesse, Empathie, Vertrauen, Zuhörenkönnen, nicht zuletzt auch: Humor – technokratisch ausgedrückt: ein positives Menschenbild sind nicht direkt lehrbar, sondern stellen sich mimetisch ein. Auf die Beziehung kommt es an. Und wo ist Beziehungsqualität so wichtig wie im Musizierunterricht, wo Emotionen zum Klingen gebracht und körperlich ausagiert werden. Ohne Beziehungsqualität bleibt Musizieren im Unterricht ein abstraktes Exercitium, das mit Lebenskunst nicht viel zu tun hat.

Zusammen mit der Beziehungsgestaltung können Musikpädagogen im Unterricht vielerlei Beziehungen zwischen Musik und Leben knüpfen. Auch dadurch kann Musizierenlernen die Qualität einer „lebenskünstlerischen“ Tätigkeit gewinnen – einer Tätigkeit also, in der Musik und Leben sich eng verbinden. Hier ist die Phantasie der Lehrenden gefragt. Beziehungen zwischen Musik und Leben lassen sich auf zweierlei Art fördern: in der inneren Vorstellung und in der faktischen Realität. Die innere Vorstellung wird durch die Deutung musikalischer Elemente als Lebensphänomene angeregt – beispielsweise als Atmosphären, Geschehnisse, Interaktionen von Personen. Musik ist offen für Projektionen von Lebensvorgängen; zumindest unterschwellig sind sie beim Wahrnehmen von Musik wohl immer im Spiel. Außerdem, verkürzt ausgedrückt: Ich kann in meiner Vorstellung Leben in Musik und musikalische Strukturen im Leben finden. Durch das Erleben solcher Symbolisierungen erzeugen Musik und Lebensphänomene wechselseitig ästhetische Intensität. Solches Erleben bereichert und vertieft die Wahrnehmung von Wirklichkeit und weckt gestalterische Phantasie. Symbolisierungen ermöglichen, dass ich psychische Energien in das Erleben und Realisieren von Musik einbringen und im Musizieren mein Leben verarbeiten kann. All das bedeutet Lebenskunst. Eine wichtige Rolle spielt dabei im Unterricht eine lebendige, bildliche, metaphernreiche Sprache. Sprache vermittelt zwischen Musik, Musizieren und Lebensphänomenen. Bilder und Metaphern sind Scharniere zwischen Musik und Leben. Sie lassen sich ebenso auf Musik wie auf Spielvorgänge beziehen. (Aussagen wie „Das klingt wie ein trauriges Märchen“ und Vorstellungen wie „Zähne putzen“ als Vibrato-Vorübungen auf Streichinstrumenten sind jedem Instrumentalpädagogen geläufig.)

Faktische Realität werden Beziehungen zwischen Musik und Leben durch vielgestaltige musikalische Praxisformate. Sie reichen von der großen Spannweite der Unterrichtsformen zwischen Einzel- und Klassenunterricht über fantasievoll gestaltete Vorspiele und Konzerte, Musikfreizeiten bis zu aufsuchender musikpädagogischer Arbeit in diversen Soziotopen (z.B. Kitas, allgemeinbildende Schulen, Flüchtlingsunterkünfte, Altersheime). Man kann immer wieder nur staunen und bewundern, was Musikschulen sich alles einfallen lassen, um eine Kommune musikalisch aufzumischen. Hoffentlich beleben diese Lebenskunst-Infusionen auch die Köpfe der für Bildung, Kultur und vor allem für deren Finanzen zuständigen Politiker. Bei Bildung und Kultur bleiben ihre Gesichter vielleicht noch müde. Beim Wort Lebenskunst beleben sie sich eher. Vielleicht erhalten dann Musikschulen die nötigen Mittel, um die Vermittler musikbasierter Lebenskunst – die Lehrenden – angemessen zu honorieren und Musikschulen noch viel mehr als bisher besser auszustatten. Musikschulen müssten Orte sein, an denen sich Schüler auch informell treffen und Musik machen können; Räume

müssten sie haben, in denen Eltern sich aufhalten und miteinander Kontakt knüpfen können. Es würde sich schnell herumsprechen: da ist die Musik zu Hause, da kann man einfach auch mal so hingehen, da gibt es nicht nur Unterrichtszimmer ... Es gäbe bald noch viel mehr musikalische Lebenskünstler.

Musikschullehrer*innen sind Agenten von Lebenskunst. Dadurch wirken sie belebend und stärkend in die Gesellschaft hinein. Musikschullehrer sind aber nicht nur für andere, sondern auch für sich selbst verantwortlich – für sich selbst ganz persönlich und im selben Atemzug für die gesellschaftliche Anerkennung ihrer segensreichen Tätigkeit. Beides hängt zusammen und gehört nach meiner Überzeugung zu den Lebenskunst-Aufgaben von Musikschullehrern. Davon möchte ich zum Schluss meines Vortrags sprechen.

Lebenskunst von Musikschullehrenden als Selbstsorge

Der Musikschullehrer, den ich eingangs als Lebenskünstler geschildert habe, betreibt gekonnt Selbstsorge: Er schützt sich vor Überforderung durch sich selbst und durch andere, er baut sich immer wieder auf, indem er die erfreulichen Seiten seiner Berufstätigkeit wahrnimmt und dadurch Frustrationstoleranz gegenüber manchen Misshelligkeiten und Zumutungen entwickelt. Musikschullehrer erleben nicht immer nur Erfolge in ihrer pädagogischen und künstlerischen Arbeit. Gerade Musikpädagogen müssen damit leben, dass sie die positiven Resultate ihrer Arbeit nur zum Teil erleben. Musikunterricht entfaltet viele kurz- und langfristigen Wirkungen, die sie nicht zu Gesicht bekommen. Wie Musik und Musizieren hineinwirken in das Leben ihrer Schüler, das bleibt ihnen zu einem beträchtlichen Teil verborgen. Die Lebenskunst-Resultate sind nicht verfügbar.

Häufig definieren wir uns durch unsere „Leistung“ – durch das, was klar ersichtlich aus unseren Bemühungen resultiert. Dafür haben wir an Musikschulen mancherlei Indikatoren: Anzahl der Vorspiele, Qualität der dort gezeigten Leistungen, Preise von Schülern bei *Jugend musiziert*, Anmeldezahlen, eigene Auftritte usw. Dies ist aber nur ein Teil dessen, was aus unserem Unterricht erwächst. Vielleicht ergibt sich längerfristig Glück und Lebenszufriedenheit durch Musizieren bei denen, die gar nicht so erfolgreich waren auf den Vorzeigepattformen der Musikschulen? Vielleicht kommt es zu überraschenden oder gar schockierenden Abbrüchen musikalischer Entwicklungen bei ehemaligen leistungsstarken Schülern? Leistung ist nicht gleich Wirkung. Leistungen können wir bestimmen, Wirkungen lassen sich nicht dingfest machen. In ihrer Gesamtheit sind sie keine Vorzeigeprodukte. Sie können oft nur gemutmaßt werden, schon deshalb, weil sie zu keinem Zeitpunkt fertig vorliegen. Sie verändern sich fortwährend: durch Musik gestaltet sich und gestalte ich mein

Leben immer wieder anders, die Langzeitwirkungen kommen niemals zu einem fertige Ende. Mit dieser Einsicht gewinnen wir eine für unseren Beruf wichtige Lebenskunst-Fähigkeit: Vertrauen in die guten Wirkungen unserer pädagogischen Bemühungen auch dort, wo wir deren Ergebnisse nicht oder nicht mehr zu Gesicht bekommen; Gelassenheit gegenüber Resultaten, die kurzfristig als unbefriedigend oder gar als Misserfolg erscheinen. Entscheidend ist unser Bestreben, das Zusammensein mit unseren pädagogischen Partnern zu einer erfüllten, durch ästhetisches Erleben stärkenden und lebenskünstlerisch anregenden Zeit zu machen – für unsere Schüler wie für uns selbst. Nicht nur als Pädagogen, auch als Künstler müssen wir ja damit leben, dass uns das Weiterwirken unseres Tuns verborgen bleiben. Erklingende Musik ist tönende Luft, sie verschwindet, wenn sie verklungen ist. Wir brauchen die Zuversicht, dass sie nicht folgenlos bleibt. András Schiff drückte es so aus: Er hoffe, „dass die Musik nicht einfach erlischt, sondern dass jeder Ton irgendwie im Weltall aufbewahrt bleibt, sich vielleicht transformiert, jedenfalls nicht verloren geht.“¹⁹

Selbstsorge von Musikschullehrenden braucht Freude an der Diversität und damit zusammenhängend Verwandlungsfähigkeit. Divers sind zunächst die Lernenden und ihre Befindlichkeiten; niemand ist wie der andere, und niemand ist morgen derselbe wie heute oder gestern. Dadurch wird jede Stunde zu einem einmaligen Ereignis und zu einer Herausforderung an Flexibilität. Zur Diversität gehört aber auch die Vielfalt unserer beruflichen Aufgaben und Tätigkeiten im weiten Feld von Kunst und Pädagogik. Musikschullehrkräfte rühren immer in verschiedenen Töpfen. Wie Chamäleons müssen wir uns an Umstände anpassen, den jeweils richtigen Ton treffen – musikalisch sowieso, aber eben auch kommunikativ. Genau dies ist bei Chamäleons der Fall: der Farbwechsel dient bei ihnen „nicht in erster Linie der Tarnung, sondern vor allem zur Kommunikation mit Artgenossen.“²⁰ Diese Anpassung ist also keine Verstellung, sondern lebenskünstlerisches Spiel. Wie jede Kunst kann und muss sie geübt werden. Im Blick auf die vielen Diversitäten, mit denen wir lebenskünstlerisch zurecht kommen müssen, wäre das Ideal wohl eine Balance: einerseits Belebung durch Vielfalt, andererseits Vermeidung von Verzettelung und Überforderung. Für mich persönlich würde ich formulieren: Ich möchte meine Aufgaben so auswählen, dass sie ein für mich zuträgliches, mich förderndes, mir Befriedigung verschaffendes, möglichst zusammenstimmendes Ensemble von Tätigkeiten bilden. Keine leichte Aufgabe, ich weiß. Denn: „die Verhältnisse, sie sind nicht so“²¹, wie Brecht formulierte.

Was meinte Brecht wohl, als er seinen wunderbaren Satz schrieb: „Alle Künste tragen bei zur größten aller Künste, der Lebenskunst.“²² – ? Bestimmt meinte er nicht, dass Kunst und ihre Pädagogik sich vor der oft bedrückenden Wirklichkeit zurückziehen und ins private Glück flüchten sollen. Eher wollte er wohl, dass die Künste den Blick freigeben auf die Wirklichkeit, die Wahrnehmung schärfen, den Möglichkeitssinn entwickeln und die Phantasie zum verantwortungsvollen Handeln anregen. Lebenskunst wird leicht zur Lebenslüge, wenn sie die Wirklichkeit ausblendet und versucht, es sich in einer Scheinwelt gemütlich zu machen. Wenn Lebenskunst die Lebensrealitäten verkennt, wird sie ideologisch. Dann reduziert sie das Leben auf eine Wohlfühlzone.

Die Lebensrealitäten von Musikschullehrenden sind gegensätzlich. Wir sind in unserer Arbeit einerseits bevorzugt, andererseits benachteiligt. Einerseits: Was gibt es Kostbareres als sich mit Musik beschäftigen zu dürfen und sie mit ihren Leben spendenden Potentialen an alle möglichen Menschen in allen möglichen Lebensbereichen zu vermitteln? Andererseits kann von einer angemessenen sozialen Anerkennung und Honorierung dieser hoch wirksamen Tätigkeit keine Rede sein. Ich weiß, auch hier gibt es Diversität. Die Situation in Bayern ist anders als in Berlin. Aber welches Bild von Musikschararbeit spiegelt beispielsweise folgende Aussage von Peter Ramsauer, Ex-Verkehrsminister, Bayer, CSU-Mitglied, pianistisch ambitioniert: Nicht so versierte Musiker, so Ramsauer, „enden oft als Musiklehrer an der kommunalen Musikschule und müssen ungezogene Fratzen unterrichten, die daheim nicht üben. Dafür kriegen sie dann zwanzig Euro die halbe Stunde. Nix gegen die Leute, ich habe jeden Respekt. Aber deshalb habe ich damals gesagt, in diesen Wettbewerb begibst du dich nicht. Und ich bereue es nicht.“²³ Unverkennbar schimmert durch, dass Ramsauer den Wert des Unterrichts nicht eben hoch einschätzt. Zwanzig Euro die halbe Stunde für das fruchtlose Traktieren der ungezogenen Fratzen, die daheim nicht üben – stimmt schon so für einen ehemals ranghohen Politiker. Ich musste bei der Aussage über die „ungezogenen Fratzen“ an einen Satz denken, den mir ein leidenschaftlicher Cellolehrer als Begründung schrieb, warum er selten Anfragen für Fortbildungen annehme. Er wolle keine Stunden ausfallen lassen, schrieb er, denn: „Meine Schüler sind mir heilig.“ Das ist ein anderer Ton, ein anderes pädagogisches Ethos.

Mit solchen klischeehaften Bildern von Musikschararbeit wie denen des zitierten Politikers haben wir es immer wieder und immer noch zu tun. Aber wir dürfen uns nicht damit abfinden. Wir müssen dagegen angehen – in unserem Interesse, im Interesse unserer Schüler und um der Musik willen. Ignoranz gegenüber dem Wert der Musikschararbeit beschädigt unsere Musikkultur. Wenn Musik zu Lebenskunst beitragen soll und wenn wir selbst

Lebenskunst üben und erreichen wollen, müssen wir uns für Musikschararbeit und ihren Wert auch politisch engagieren. Verdi spielen und singen ist durchaus vereinbar damit, sich bei ver.di zu engagieren. Eine politisch aktive Berliner Musikschullehrerin, mit der ich befreundet bin, sagte mir: „Nur dann, wenn ich auch politisch für die Musikschararbeit kämpfe, kann ich das Glück, das ich im Unterricht erlebe, auch wahrnehmen. Denn wenn ich mich nicht artikuliere, stimme ich einer Entwertung (von mir, meinen Schülern und der Musik) zu, und das ist keine gute Basis für ein gelingendes Tun.“²⁴ Ich glaube, diese Doppelheit ist nötig, wenn Lebenskunst im Beruf des Musikschullehrers bzw. der Musikschullehrerin gelingen soll. In ihr kommen Kunst und Leben zur Lebenskunst zusammen.

In Goethes Roman *Die Wahlverwandtschaften* heißt es: „Man weicht der Welt nicht sicherer aus als durch die Kunst, und man verknüpft sich nicht sicherer mit ihr als durch die Kunst.“²⁵ Das ist natürlich eine dialektische Pointe, wie Goethe sie liebte. Ich bin überzeugt: Man muss der Welt durch Kunst nicht ausweichen. Wer Musik als Lebenskunst versteht und praktiziert, tut das Gegenteil. Er realisiert den zweiten Teil von Goethes Aussage: Er oder sie „verknüpft“ sich mit der Welt – „sicherer“, als es vielleicht anders möglich ist.

¹ Friedemann Schulz von Thun: *Miteinander reden 3. Das „Innere Team“ und situationsgerechte Kommunikation*, Reinbek 1998, S. 107.

² Odo Marquard: *Inkompetenzkompensationskompetenz? Über Kompetenz und Inkompetenz der Philosophie*. In: Ders.: *Abschied vom Prinzipiellen. Philosophische Studien*, Stuttgart 1981, S. 23–38.

³ Diese Annahme wird gestützt etwa durch die Erfahrungen des Psychoanalytikers Sebastian Leikert bezüglich des Glückserlebens von Musikern: „Musiker haben das glücklichere Leben“ Christoph Plass im Gespräch mit dem Psychoanalytiker Sebastian Leikert, in: *Das Orchester* 6/13, S. 20-22.

⁴ Ferdinand Fellmann: *Philosophie der Lebenskunst zur Einführung*, Hamburg 2009, S. 21.

⁵ Ebd., S. 15.

⁶ Eine Ausnahme: Friedbert Holz: *Der Bildungsauftrag von Musikschulen. Eine ideen- und institutionengeschichtliche Untersuchung am Beispiel Stuttgart* (Forum Musikpädagogik Bd. 140, hg. v. Rudolf-Dieter Kraemer), Augsburg 2018, Abschnitt 4.2.2.: „(Musikalisches) Spiel als Grundlage einer Lebenskunst (Jeremy Rifkin)“, S. 206-211.

⁷ Dazu ausführlich: Malte Hossenfelder: *Antike Glücklehren. Quellen zur hellenistischen Ethik in deutscher Übersetzung. Aktualisiert und mit einem Geleitwort von Christof Rapp*. 2., aktualisierte und ergänzte Aufl., Stuttgart 2013.

⁸ Fellmann, a.a.O. (s. Fußnote 3), S. 14.

⁹ Dazu auch: Eva-Maria Houben: *Musikalische Praxis als Lebensform. Sinnfindung und Wirklichkeitserfahrungen beim Musizieren*, Bielefeld 2018.

¹⁰ Thomas Mann: *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil* (1954), Frankfurt/M. 2000, S. 376.

¹¹ Ebd.

¹² Jacob u. Wilhelm Grimm, *Deutsches Wörterbuch*, Nachdruck der Ausgabe 1854-1971, Bd. 12 (1885), Sp. 446, http://woerterbuchnetz.de/cgi-bin/WBNetz/wbgui_py?sigle=DWB&mode=Vernetzung&lemid=GL02790#XGL02790 (abgerufen am 12.03.2019)

¹³ Hanns Dieter Hüsch: *Das schwarze Schaf vom Niederhein. Texte und Lieder vom flachen Land*, München 1991, S. 33.

¹⁴ Samuel Beckett: *Worstward ho. Aufs Schlimmste zu. Aus dem Englischen von Erika Tophoven-Schöningh*, Frankfurt/M. 1989, S. 6f.

¹⁵ Z.B. Silke Kruse-Weber (Hg.): *Exzellenz durch differenzierten Umgang mit Fehlern. Kreative Potenziale beim Musizieren und Unterrichten*, Mainz 2012.

¹⁶ Vgl. Helmut Figdor/Peter Röbbke: *Das Musizieren und die Gefühle. Instrumentalpädagogik und Psychoanalyse im Dialog*, Mainz 2008, S. 125.

¹⁷ Wilhelm Schmid: *Philosophie der Lebenskunst. Eine Grundlegung*, Frankfurt/M. 1998, S. 51ff., dazu Claus Langbehn: *Grundlegungsambitionen, oder der Mythos vom gelingendem Leben. Über Selbstbewusstsein und Selbstgestaltung in der*

Ethik, in: Kersting, Wolfgang/Langbehn, Claus: *Kritik der Lebenskunst*, Frankfurt/M. 2007, S. 220.

¹⁸ Schmid, a.a.O., S. 124.

¹⁹ András Schiff: *Musik kommt aus der Stille. Gespräche mit Martin Meyer. Essays*, Kassel 2017, S. 8.

²⁰ Wikipedia, Artikel *Chamäleons* (abgerufen am 12.03.2019).

²¹ Bertolt Brecht, *Die Dreigroschenoper*, Erstes Dreigroschenfinale (*Über die Unsicherheit menschlicher Verhältnisse*), zit. nach: *Die Gedichte von Bertolt Brecht in einem Band*, Frankfurt/M. 1991, S. 1104.

²² Bertolt Brecht: *Nachträge zum „Kleinen Organon“*, in: ders., *Ausgewählte Werke in sechs Bänden. Jubiläumsausgabe zum 100. Geburtstag*, Bd. 6: *Schriften 1920-1956*, Frankfurt a. M. 1997, S. 627.

²³ Susanne Schneider: Interview mit Peter Ramsauer und Otto Schily über die Bedeutung des Musizierens für ihr Leben, *SZ Magazin* Nr. 43, 26.10.2018, S. 16.

²⁴ Ich danke Annette Breitsprecher, von der diese Aussage stammt, für viele anregende Gespräche über Musikschulbelange.

²⁵ Johann Wolfgang Goethe. *Die Wahlverwandtschaften* (II. Teil, 5. Kapitel), Frankfurt/M., 1972, S. 157.